Aus dem Leben eines Elephanten.

Von Dr. Max Schmidt, Director des Zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M.

Der alte Ausspruch „habent sua fata libelli" muß sich häufig genug gefallen lassen, unter entsprechender Abänderung allen möglichen Gegenständen angepaßt zu werden, so daß ich wohl auf allseitige Nachsicht hoffen darf, wenn ich ihn hier einmal auf Thiere anwende und ihn in „habent sua fata animalia" umwandelte. Es veranlaßt mich hierzu der indische Elephant unseres Zoologischen Gartens, die allbekannte, gemüthliche „Bethsy", welche vor jetzt gerade 20 Jahren, am 1. Juli 1863, nach einem mehrjährigen Wanderleben ein verhältnißmäßig ruhiges Asyl in unserem Institute gefunden hat, dem sie seitdem zu besonderer Zierde gereicht. Das was über die frühere Laufbahn dieses Exemplares zu meiner Kenntniß gelangt ist, dürfte immerhin ein mehr als Lokales Interesse bieten, um hier im Zusammenhange kurz erzählt zu werden.

Soweit sich nachweisen ließ, ist das Thier etwa 1857 oder 1858 aus seiner indischen Heimath nach Europa gelangt und wurde alsbald von dem Besitzer einer wandernden Thierbude erworben, welcher mit seinen Pfleglingen hauptsächlich Norddeutschland bereiste. Hier hatte das damals noch in dem kindlichen Alter von etwa 8 Jahren stehende Geschöpf Gelegenheit, sich an die Härte des Klimas zu gewöhnen, denn selbstverständlich war es ihm nicht vergönnt, den Winter im warmen Stalle behaglich zu verbringen, sondern die Sorge um das tägliche Brod nöthigte den Besitzer längere Pausen auf seinen Wanderzügen möglichst zu vermeiden. Da wurde denn bei jedesmaligen Ortswechsel während der kälteren Jahreszeit der Elephant mit Decken belegt, um ihn gegen Erkältung zu schützen und er mußte auf der Landstraße dahinrotten. War aber Schneefall eingetreten, oder hatte Thauwetter die Wege mit einer eisigen Schlammschicht bedeckt, dann wurden dem Thiere eine Art von Stiefeln an die Füße gesteckt, mächtige, eimerartige Hüllen aus starkem Leder mit dicken Sohlen, welche ihm einen nicht zu verachtenden Schutz gewährten. Leider wurde versäumt, die Ohren warm zu halten und diese tragen daher noch jetzt die Spuren der Einwirkung des Frostes.

Merkwürdigerweise scheint der Elephant, welcher sich prächtig entwickelte, seinem damaligen Besitzer nicht gänzlich entsprochen zu haben, denn dieser suchte ihn bald wieder zu veräußern. Als er sich mit seiner Bude im Jahre 1859 in Braunschweig zur Messe befand, bot er ihn dem neuentstandenen Zoologischen Garten in Frankfurt zum Kaufe an, aber man hatte diesseits triftige Gründe, hierauf nicht einzugehen.

Bald darnach wechselte der Elephant seinen Gebieter, aber ohne daß dies eine wesentliche Veränderung in seiner Lebensweise bedingte, denn abermals war es eine wandernde Menagerie, welcher er einverleibt wurde.

Inzwischen war der bekannte Cirkusbesitzer E. Renz auf das Thier aufmerksam geworden und zeigte sich geneigt, dasselbe zu erwerben, da dessen Gelehrigkeit und Gehorsam es zur Künstlerlaufbahn besonders geeignet erscheinen ließ. Dem Ankauf stand indeß der geforderte verhältnißmäßig hohe Preis entgegen, aber diese Schwierigkeit wurde in origineller Weise überwunden. Wie es für menschliche Künstler allerlei Engagementsvermittler, Theateragenten u. s. w. giebt, so existiren auch Leute, welche ein Geschäft daraus machen, den vierfüßigen Künstlern Stellen in Reiterbuden, Affentheatern und ähnlichen Etablissements zu verschaffen. Ein solcher hatte sich nun für den in Rede stehendenen Elephanten interessirt, wahrscheinlich aber noch mehr für den bei Abschluß eines Verkaufes desselben zu erzielenden Gewinn und suchte nun durch List eine Herabminderung des Preises zu veranlassen. Sein Vorgehen schien ihm jedenfalls weit harmloser, als es in der That war und hätte leicht recht üble Folgen für ihn haben können.

Der Besitzer des Elephanten erhielt eines Tages (es mag im Jahre 1860 oder 1861 gewesen sein) ein Schreiben, worin ihm unter sehr schmeichelhaften Hinweisen auf seine Leistungen auf dem Gebiet der Thierhaltung mitgetheilt wurde, daß er durch Beschluß des Verwaltungsrathes des hiesigen zoologischen Gartens zu dessen Direktor ernannt worden sei und sich baldigst zum Antritt seiner neuen Stellung einfinden möge. Er erwiderte sofort mit einem Briefe voll warmer Dankesworte, der hiec großes Staunen erregte, denn selbstredend war diese Nachricht gänzlich aus der Luft gegriffen gewesen. Man beeilte sich, den armen Getäuschten hiervon zu verständigen und ihn vor übereilten Schritten auf Grund seiner angeblichen Anstellung zu warnen, aber es war bereits zu spät. Er hatte in Leipzig auf der Messe, wo er sich gerade mit seiner Menagerie befand, mehrere Kollegen getroffen, denen er in seiner Herzensfreude seine Thiere zu überaus billigen Preisen verkaufte. Natürlich hatte auch der Agent die Gelegenheit benützt, unter sehr günstigen Bedingungen den Elephanten sofort zu erwerben, mit dem er schleunigst Leipzig verließ um ihn bald darauf mit erheblichem Nutzen an Renz zu verkaufen. Der getäuschte Menagerist konnte froh sein, daß es ihm gelang, einige in der Uebereilung bewirkte Thierverkäufe mit mäßigem Reugeld wieder rückgängig zu machen, den Elephanten war er aber mit Schaden für immer los geworden.

Im Cirkus Renz erwarb sich unser Thier indeß keine Lorbeeren, denn es hatte die, gerade für diese Art der Künstlerlaufbahn sehr fatale Gewohnheit, sich durchaus nicht reiten zu lassen. Sobald Jemand auf dem Nacken des Elephanten Platz genommen hatte, begann dieser sich im Kreise zu drehen, wobei der Kopf nach außen stand und die Hinterbeine den Mittelpunkt bildeten. Diese Bewegung wurde immer schneller und schneller, bis der Reiter herabsprang, oder weggeschleudert wurde. Alle Mittel, diese Unart dem Thiere abzugewöhnen, schlugen fehl und so war Direktor Renz schließlich genöthigt, dasselbe wieder zu veräußern.

Er trat es einem seiner entfernten Verwandten ab, der mit einer kleinen Menagerie in Süddeutschland umherzog. In diesen neuen Verhältnissen fand „Bethsy" ebenbürtige Gesellschaft in einem männlichen Elephanten von beträchtlicher Größe. Dieser besaß Stoßzähne von etwa einen Meter Länge, hatte aber auch das bösartige Wesen, welches ausgewachsenen männlichen Elephanten eigen zu sein pflegt. Ein dicker Engländer, der einzige Mensch dem das gewaltige Thier noch Gehorsam leistete, war als Wärter bei ihm, aber auch dieser hatte bereits im Umgange mit seinem Pfleglinge und durch denselben ein Bein eingebüßt und hinkte mit Hilfe eines Stelzfußes und eines Stockes umher.

Ist nun schon in der Regel ein bösartiger Elephant eine schwere Plage für seinen Besitzer, so ist es ein Wärter, der dem Thiere unentbehrlich geworden ist und diesen Umstand gehörig auszubeuten versteht noch weit mehr. Dies war denn auch hier der Fall. Der Engländer war jederzeit bemüht, seine Einkünfte zu vermehren, indem er stets auf's Neue Lohnerhöhung und andere Vortheile beanspruchte. Daraus entstanden denn gar häufig Verdrießlichkeiten zwischen dem Prinzipal und seinem Bediensteten, welche Letzterer stets dadurch zu seinen Gunsten zum Austrag brachte, daß er sich halbe Tage lang ins Wirthshaus setzte und sich bei seinem Pflegling nicht sehen ließ. Dieser wurde in Folge einer solchen Vernachlässigung unruhig und wies alle Annäherungsversuche anderer Personen energisch zurück. Kam nun gar die Futterzeit heran, ohne daß der gewohnte Wärter sich zeigte, so wurde das Thier von Minute zu Minute ungeberdiger, so daß schließlich zu befürchten stand, es werde sich losreißen, die Bude zertrümmern und sonst allerlei Unheil anstellen. In solchen Fällen blieb dann dem geängsteten Besitzer des Kolosses nichts Anderes übrig, als den Wärter beim Schoppen aufzusuchen und ihm gute Worte zu geben. Unter reichlichen Trankopfern kam auch stets wieder ein Vergleich zu Stande, bei dem der Engländer seinen Willen durchgesetzt hatte, worauf er sich in beträchtlich angeheitertem Zustande mit dem Prinzipal zu seinem unbändigen Pflegling zurückbegab, der nunmehr sich wieder beruhigte.

Auf die Dauer mußte ein solches Verhältniß schwer auf dem Unternehmer lasten. Der Thierbestand der Menagerie wurde behufs Vereinfachung des Geschäftes mehr und mehr beschränkt, bis zuletzt nur die beiden Elephanten übrig blieben. Mit diesen wurde nun von Ort zu Ort gewandert, Jahrmärkte und Messen besucht und da man sich den Umständen anzupassen verstand, ging die Sache ganz leidlich. Freilich mußte mitunter von Erhebung eines Eintrittsgeldes in klingender Münze abgesehen und Naturallieferungen an dessen Stelle angenommen werden, welche in Nahrungsmitteln für Thiere und Menschen bestanden.

Die Thiere machten meist getrennte Routen und zwar wurde das Männchen von dem Besitzer selbst begleitet, indeß das Weibchen unter der Obhut seiner Frau und Tochter sich befand. Der Transport geschah in der Weise, daß der große Elephant in einem Wagen ohne Boden einherschritt, welcher von Pferden gezogen wurde. Am Kopfende dieses Fuhrwerks befand sich ein Sitz für den Wärter, welcher von hier aus durch eine Klappe in der Wand mit dem Koloß verkehren konnte.

Der weibliche Elephant „Bethsy" wurde frei geführt und hatte in seinem Jugendübermuth eine recht unangenehme Eigenthümlichkeit angenommen, welche keineswegs geeignet war, das Wandern mit ihm zu einer besonderen Annehmlichkeit zu gestalten. Sobald nämlich die Reise angetreten wurde, pflegte er durchzugehen und erst nachdem er mit seinen Riesenschritten eine gehörige Strecke zurückgelegt hatte, ließ er seinen Wärter herankommen und zeigte sich geneigt demselben zu folgen. Da nun die Reisen meist bei Nacht stattfanden, hatte die Wiedererlangung des Flüchtlings oft ihre besonderen Schwierigkeiten. Natürlich stellte das Thier bei seinen Eilmärschen nicht selten allerlei Unheil an, doch scheint es dabei stets ohne wesentliche Unfälle abgegangen zu sein. So schob es mitunter Personen, welche auf der Straße sich befanden, ohne Weiteres bei Seite, so daß sie je nach der Oertlichkeit wohl eine hohe Böschung hinabkugelten u. dgl. m. Zu seinen Liebhabereien gehörte ferner das Verspeisen der noch ungebackenen Milchbrödchen, welche in warmem Sommernächten vor den Bäckerhäusern auf Brettern ausgelegt waren. Natürlich wurde dem nachkeuchenden Wärter die weitere Verfolgung des Flüchtlings erst gestattet, nachdem er die annektirte oder verdorbene Waare bei Heller und Pfennig bezahlt hatte.

Derartige kleine Kalamitäten kannten indeß dem Besitzer den sonst vortrefflichen Elephanten nicht entwerthen, wohl aber waren die Schwierigkeiten mit dem männlichen Elephanten und seinem Wärter, welche sich in der erwähnten Weise stets wiederholten, geeignet, dem Manne sein „Geschäft" gänzlich zu verleiden. Er faßte den Entschluß, die Thiere zu veräußern und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Zu diesem Behufe bemühte er sich zunächst, einen Abnehmer für den weiblichen Elephanten zu finden, um nach dessen Verkauf sich auch des Männchens zu entledigen. Nöthigenfalls war er entschlossen, dasselbe tödten zu lassen, da dessen schlimme Eigenschaften es fast werthlos machten. Immer wieder wurde dem Zoologischen Garten zu Frankfurt der Elephant angeboten, aber immer wieder scheiterte das Geschäft an dem Preise.

Da trat endlich eine Katastrophe ein, welche die Sache zum Abschluß brachte.

Im Februar 1863 kam der große Elephant nach Kirchheim in Kurhessen. Schon auf dem Wege dorthin war er ungeberdig geworden und hatte wiederholt versucht, mit dem Wagen sammt den davorgespannten Pferden durchzugehen. Im Hofe des Wirthshauses, in welchem er eingestellt wurde, rannte er sofort, nachdem ausgespannt worden war, mit dem Wagen in eine Ecke und versuchte denselben umzustürzen, so daß man genöthigt war, das schwere Fuhrwerk mit Spießen und Ketten zu befestigen.

Man brachte dem aufgeregten Thiere nun beruhigende und betäubende Arzeneien in enormen Quantitäten bei (u. A. 12 Gran Digitalin), aber wie es in derartigen Fällen Regel zu sein pflegt, ohne die mindeste Wirkung. Schließlich erwies sich selbst das freundliche Zureden des Wärters mit dem Stelzfuße erfolglos, ja es schien sogar auf das Thier aufregend zu wirken und konnte sich denn der Eigenthümer nicht verhehlen, daß zur Verhütung von größeren Unfällen die Tödtung des Elephanten geboten erscheine.

Es wurde demselben zu diesem Behufe in einer Semmel eine beträchtliche Gabe Strychnin verabreicht, die er auch ohne Schwierigkeit nahm, die aber gänzlich wirkungslos blieb. Man entschied sich nun für Erschießen des Thieres und brachte fünf der besten Schützen zusammen, welche, nachdem die Bretter an der Vorderseite des Wagens abgenommen waren, so daß der Kopf des Elephanten frei wurde, auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig schossen. Obwohl sämmtliche Kugeln gut getroffen hatten, gab das Thier keinen Schmerzenslaut von sich, machte keine besondere Bewegung und schien überhaupt den ganzen Angriff nicht zu beachten. Unter Uebergehung der Einzelheiten dieses grausigen Schauspiels sei hier nur noch bemerkt, daß in kurzen Zwischenräumen fast zwei Stunden lang auf den Elephanten gefeuert wurde, bis endlich der Tod eintrat.

Nachdem die gewaltige Leiche von einem Museum käuflich erworben worden und der englische Wärter nach seiner Heimath abgereist war, wurde es dem Besitzer wirklich Ernst mit dem Verkauf des weiblichen Elephanten, was denn auch jetzt seinen Ausdruck in dem Preisansatze fand, und dem Schreiber Dieses fiel nun die Aufgabe zu, den Kauf abzuschließen.

Bezüglich des dermaligen Aufenthaltes des Thieres war nur bekannt, daß es zuletzt in Fritzlar gewesen war und ich mußte mich von dort aus auf die Suche begeben. Auf einem nicht übermäßig bequemen sog. Stuhlwagen fuhr ich an einem reizenden Sommertage — 16 Juni 1863 — in die freundliche Gegend hinaus, von Ort zu Ort nach dem Elephanten fragend, den ich dann endlich am späten Nachmittag in Volkmarsen, einem Dorfe bei Kassel, erreichte. Mitternacht war längst vorüber, als dieser in den Annalen des genannten Ortes wohl einzig dastehende Kauf nach langer Verhandlung zum Abschlusse kam.

Der Verkäufer hatte den Elephanten am 1. Juli im Zoologischen Garten zu Frankfurt abzuliefern, welcher Verpflichtung er pünktlichst nachgekommen ist. Natürlich hatte das lebhafte Thier noch einige Schwierigkeiten machen müssen, ehe es sich zum Betreten des Eisenbahnwagens herbeiließ, der dazu bestimmt war, es an seinen neuen Wohnort zu bringen. Auf dem Bahnhofe der Station Kirchhain, wo die Verladung erfolgen sollte, kam dasselbe Abends nach Einbruch der Dunkelheit an, lief hier aber sofort in seiner gewohnten Weise davon und trieb sich auf den Schienengeleisen umher. Man wurde aber dieses Mal seiner sehr bald wieder habhaft und zwar auf ganz mühelose Weise, indem man alle Lichter im Bahnhof bis auf ein einziges löschte, in dessen Nähe der Wärter ruhig stehen blieb. Die Dunkelheit und Stille, namentlich aber das Alleinsein behagte dem Elephanten so wenig, daß er sich schon nach ganz kurzer Zeit bei seinem Wärter wieder einstellte.

Das mächtige Geschöpf wurde gar bald der Liebling aller Besucher unseres Gartens und namentlich wußte Jedermann seine Zahmheit zu schätzen. Mit unendlicher Geduld antwortete es stets wieder auf die ihm täglich vielhundertmal vorgelegte Frage „Bethsy, hast Du hunger?" und mit stets gleicher Behutsamkeit nahm es den kleinsten Kindern winzige Brod- und Zuckerstückchen ab. Mitunter wiederfuhr ihm allerdings im Gegensatze hierzu wohl einmal das Mißgeschick, daß es einen Korb oder Hut, in welchem ihm Jemand Milchbrödchen vorhielt, in dem Glauben, daß es diese einzeln herausnehmen und verzehren werde, der Kürze halber sammt dem Inhalt verspeiste aber das waren nur Ausnahmefälle. Auch einen Spazierstock, ein Taschentuch, ein Aktenfascikel und andere sonst als ungenießbar geltende Dinge ließ sich der Elephant mitunter unbedenklich schmecken, aber nur wenn die Erlangung derartiger Gegenstände besonders leicht gemacht wurde.

In der ersten Zeit seines Verweilens in unserem Garten suchten wir dem Thiere seine nunmehrige ruhige Lebensweise dadurch erträglicher zu gestalten, daß wir es kleine Promenaden machen ließen. Es wußte die gute Absicht indeß nicht zu schätzen, sondern verfiel alsbald wieder in seinen alten Fehler, indem es sich zum Durchgehen und zu Exzessen geneigt zeigte. Wir mußten in Folge dessen die Spaziergänge wieder einstellen und, soweit sich wahrnehmen ließ, wurden dieselben auch von dem Thiere nicht vermißt, sondern gewöhnte sich leicht und ohne jeden Nachtheil für seine Gesundheit an seine neuen Verhältnisse.

Noch einmal wurde seine nunmehrige gleichmäßige Lebensweise durch die Uebersiedelung in den neuen zoologischen Garten unterbrochen, doch ließen wir den Elephanten diesen Weg nicht zu Fuße zurücklegen, sondern zogen vor, den Transport zu Wagen zu bewerkstelligen.

Als der Elephant bei uns anlangte, betrug seine Höhe 2,12 und seine Länge 2,45 Meter, während er jetzt, nach Verlauf von zwanzig Jahren 2,80 Meter hoch und 3,12 Meter lang ist. Innerhalb dieses Zeitraumes, welcher etwa sein vierzehntes bis vierundreißiges Lebensjahr umfaßt, ist er sonach um 68 Centimeter in der Höhe und 67 in der Länge gewachsen, wie er sich denn überhaupt während seines Hierseins in gedeihlichster Weise entwickelt hat. Er ist gegenwärtig eines der größten Exemplare, welches die europäischen Thiergärten aufzuweisen haben.

Die Lebensdauer der Elephanten wird gewöhnlich auf 200 Jahre geschätzt, es scheint jedoch, daß dieselbe durch die Gefangenschaft erheblich verkürzt wird. In der k. Menagerie zu Schönbrunn bei Wien haben z. B. drei Elephanten ein Alter von 17, 52, resp. 20 Jahren erreicht, und davon 11, 46 und 13 Jahre in genanntem Institut zugebracht. Im Jardin des Plantes zu Paris hat ein solches Thier 31 Jahre gelebt und ist im Ganzen 35 Jahre alt geworden.

Mehr noch als die Gefangenschaft an sich, verkürzt offenbar die Verwendung der Elephanten zur Arbeit — selbst im heimischen Klima — die Lebensdauer derselben. Brehm erwähnt auf Grund englischer Berichte, daß von 138 Elephanten, welche die Regierung von Ceylon als Lastthiere angeschafft hatte, nach Ablauf von zwanzig Jahren nur noch ein einziger lebte. Im ersten Jahre starben 72 im zweiten 14 Stück.

Vom Königsbau auf der Herren-Insel im Chiemsee.

Man schreibt aus München: In das sechste Jahr hinein wird nun schon an dem Schlosse gearbeitet, das alle Königsschlösser an Pracht und Schönheit übertreffen soll. Nun das Hauptgebäude fix und fertig ist, werden wieder Erdarbeiten zu Annexbauten gemacht und die Fundamente dazu gelegt, für die unablässig Dampfer-Remorqueures das Material herbeischleppen. Wann der ganze Bau vollendet sein wird — trotzdem vom Frühjahr bis in den Spätherbst hinein unausgesetzt fünfhundert Arbeitskräfte in Thätigkeit sind —, das wissen die Götter; die jetzige Generation wird kaum das Ende erleben. Während aber neben dem fertigen Bau draußen Neubauten aus dem Grunde gehoben werden, sind der große Festsaal, der um 30 Fuß länger als der von Versailles ist, sowie andere Säle und Prunkgemächer bis auf das letzte Stück vollkommen ausgestattet. Die Befürchtung liegt nahe, daß bis zum vollen Abschlusse des Baues im Laufe des Jahres Vergoldungen, Draperien und Möbelüberzüge viel Schaden erleiden werden. Was das Kunsthandwerk in seinen virtuosesten Meisterstücken zu leisten vermag, ist hier bis zum Thürdrücker und Fensterverschlusse vorhanden. Die Kunst selber kommt, wie man hört, nur zum tributären Ausdruck. Die Wand- und Deckengemälde halten zwar keinen Vergleich mit denen des Dogenpalastes in Venedig aus, dagegen sind Holzschnitzereien reichlich und in musterhafter Durchführung vorräthig, werden aber durch zu massige Vergoldung erdrückt. Der Marmor, der für Säulen, zu Kaminverkleidungen und Thürstöcken in Verwendung kam, wurde von der belgischen Grenze geholt; mit diesem rivalisirt fast in sieghafter Weise der künstliche Marmor, der in allen Colorit-Spielarten die Wände hochauf bekleidet. Der Königsbau auf der Herreninsel ist bei der Bahnfahrt nicht sichtbar und entzieht sich vielleicht mit Absicht den neugierigen Blicken. Jedenfalls günstiger wäre es gewesen, hätte man ihn an Stelle des jetzt zu einem Brauhause metamorphosirten Klosters aufgeführt, von welcher Inselhöhe er die ganze Landschaft beherrscht und seinen zauberhaften Reflex im Wasserspiegel des Sees gefunden haben würde. Millionen hat der Bau bereits gekostet und damit werden noch lange nicht die Aufwandkosten erschöpft sein.

— Der Csardas aus Indien. Der berühmte Sanskrit-Gelehrte G. Bühler, jetzt Professor an der Wiener Universität, veröffentlicht im jüngsten Hefte der „Oesterreichischen Rundschau" einen Aufsatz über seine Reise durch die indische Wüste. Im Auftrage der englischen Regierung bereiste er mit Prof. Jacobi Indien, um alte indische Handschriften anzukaufen. Er wurde überall mit großer Freundlichkeit empfangen, besonders glänzend aber von dem indischen Fürsten Maharawal Beriaul. „Das Interessanteste," erzählt Prof. Bühler, „war aber ein Konzert, welches uns der Leib- und Kammermusikus gab während der Rawal sich zurückgezogen hat. Dieser Musikus, ein brahmanischer Gosuin oder Asket, war ein wirklicher Künstler, der die Sitara wunderbar spielte und die alten indischen Ragas gründlich kannte. Er spielte uns mehrere Stunden lang und gerieth schließlich, als er sich noch von Geigen und Trommeln begleiten ließ, in eine wahre Künstlerbegeisterung. Wenn Sie mich fragen, was die Ragas sind, welche er uns spielte, so kann ich Ihnen nur antworten, daß Ihnen dieselben meist wohl bekannt sind. Es sind dieselben Melodien, welche die Zigeuner spielen und die man gewöhnlich für ungarische hält. Dem ist aber nicht so; die Csardas oder wie die Stücke selbst heißen, sind sicher ein altes Erbgut, welches die Zigeuner aus ihrer indischen Heimath mitgebracht haben.

— Der Henker in Spanien. Noch vor zwanzig Jahren herrschte, wie in spanischen Blättern zu lesen, in Spanien der Gebrauch, daß, wenn der Scharfrichter sein Amt vollzogen hatte, er sofort von Gendarmen umgeben wurde, welche ihm Handschellen anlegten und ihn in eine Gefängnißzelle führten. Einige Stunden nachher fand sich ein Gerichtsschreiber, der von dem Gerichtsdiener begleitet wurde, in dem Gefängnisse ein. Der Scharfrichter ward vorgeladen, und nun entspann sich folgende Wechselrede: „Sie sind angeklagt, einen Menschen getödtet zu haben", sagte der Gerichtsschreiber. — „Ja, es ist die Wahrheit," lautete die Antwort des Scharfrichters. — „Weshalb haben Sie diesen Mord begangen?" — „Um dem Gesetze zu gehorchen und den Auftrag zu erfüllen, der mir von den Gerichten gegeben wurde." — Nun wurde sofort ein Protokoll aufgenommen, von dem Scharfrichter unterzeichnet und am folgendeu Tage einem Richter zur Prüfung vorgelegt. Dieser erließ dann zu Gunsten des Scharfrichters ein Urtheil, welches ihn freisprach, worauf derselbe sogleich in Freiheit gesetzt wurde, nachdem man ihn 24 Stunden wie einen Verbrecher behandelt hatte.

— Berichtigung. Staatsanwalt: „Na, zum Kukuk, weiß Er denn auch, daß Sein Signalement und Paß da falsch ist?" — Angeklagter: „Der Paß und das Signalement sind schon richtig, aber Ich bin falsch!"

Wie die Frau Kirchenräthin ihren Sohn einheimste.

Studenten-Humoreske von Fritz Thiel jr.

Bei der Frau Geheimrath Basewitz ist große Kaffeeschlacht. Schrill tönen durcheinander die Stimmen der geladenen Damen. Die beliebten Themata, Marktpreise und Dienstbotenmisere sind abgehandelt. Schon ist man bei den Kindern, insbesondere bei den erwachsenen Söhnen angekommen, die sich der sorgenden Hand der Mutter nicht mehr recht fügen wollen. Eine Dame namentlich erschöpfte sich in Klagen über ihren Aeltesten, der seit ein paar Monaten Jenenser Fuchs war und von haarsträubenden Heldenthaten auf Kneipe und Paukboden enthusiastische Berichte nach Hause sandte! Ach Gott, ach Gott, war das ein Unglück mit dem Jungen!

„Ja, aber warum holen Sie ihn denn nicht zurück, da wird er schon gut thun!" unterbrach das allgemeine Weh und Ach, dem sie bis dahin überlegen zugehört hatte, mit energischem Basse, eine ehrwürdige Matrone.

„Ich hab' auch mal so 'nen Rangen gehabt, ist jetzt wohlbestallter Doctor der Medicin und hat eine nette Praxis, glaub' aber, er thät' noch heut' studiren und es zu nichts Rechtem bringen, wenn ich ihn nicht damals eigenhändig aus Tübingen weggeholt hätte."

„Ach, ist's die Möglichkeit, wie haben Sie denn das angefangen?—Nein, aber das müssen Sie uns erzählen, Frau Kirchenräthin!"

Und „erzählen", „bitte, erzählen!" erklang es von allen Seiten.

„Nun denn: Als mein Seliger zur ewigen Ruhe eingegangen war, da nahm ich meinen Jungen vor und sagte zu ihm: „Max", sagt' ich, „der Vater, Gott hab' ihn selig, hat sein Lebtag nicht an die Sammlung irdischer Güter gedacht, und ihr Kinder habt ihm ehrlich und redlich geholfen, seinen Gehalt alle Jahre klein zu kriegen und noch etwas mehr dazu. S' ist traurig, aber da beißt kei' Maus kein' Faden ab. — Aber zur täglichen Nothdurft reichts noch aus und da's sein Wille war, so möcht' ich Dich auch gerne studiren lassen; wie unsere Verhältnisse liegen, siehst Du selbst, also hilf wenigstens, daß es Deiner Mutter nicht zu sauer wird!" So und ähnlich hab' ich mit ihm geredet und hab' ihn nachher in Gott's Namen nach Tübingen ziehen lassen.—Aber eh' der halbe Monat 'rum war, bekam ich einen schönen langen Brief, mit Phrasen und Redensarten auf den drei ersten Seiten, und dem Geständniß auf der vierten, daß das Geld zu Ende wäre. — Na, was hab' ich machen wollen, eine Rechnungsablage war dabei, so und soviel Immatriculationsgebühren, so und soviel Collegiengelder, kurz ich hab' halt in den sauren Apfel gebissen und hab' ihm wieder Geld geschickt. Ja, aber im zweiten Monat war's dieselbe Litanei. Dabei schrieb er aber stets so traurig über das theure Studium und schien sich so furchtbar einzuschränken, daß ich ihm immer schickte, was er verlangte und noch ein paar Thaler dazu, damit er hie und da mal ein Glas mehr trinken könnte. So ging das einige Monate lang, aber anstatt weniger brauchte er immer mehr.—Da sitz' ich eines schönen Tages in meinem kleinen Wohnzimmerchen und denke so darüber nach, wie's denn nun werden sollte. Ich hatte schon lange ein Zimmer abgegeben an einen Referendar, aber's wollte doch nicht zulangen; da, wie ich so rechne, stürzt auf einmal mit Thränen im Auge die alte Liese, sozusagen noch ein Inventarstück aus meines Seligen Zeiten, in's Zimmer, mit einem Brief in der Hand: „Ach, gnädige Frau, schauen Sie nur her! Unserem jungen Herrn hauen sie auch noch die Nas' aus'm Gesicht; jetzt hat ihm schon Einer — aber nein, ich kann's nicht so verzählen, da lesen Sie selbst" — und damit hält sie mir den Brief vor die Augen. — Das war doch zu stark, nicht genug, daß das unverschämte Ding fremder Leute Briefe las, auch mir, der verwittweten Kirchenräthin, wollte sie zumuthen, mein Gewissen mit einer solchen That zu beflecken. „Schämst Du Dich denn nicht," fuhr ich sie an, „machst Du gleich, daß Du mir aus den Augen kommst, Du ehrvergessenes Frauenzimmer, und den Brief wieder hin, wo Du ihn her hast! —

Nein, mir so etwas zuzumuthen, es war doch wirklich großartig, aber gewußt hätte ich doch gerne, was in dem Brief gestanden hat. Ich mußte doch noch einmal die Liese fragen, das Unglück war ja nun geschehen und nicht zu ändern. Wer weiß, was der in Tübingen für tolle Streiche machte! Und schließlich, was war denn dabei, wenn ich sie nun noch einmal ausfragte, meine Würde als verwittwete Kirchenräthin hatte ich ja gewahrt und — und — da kam sie wieder herein, ja aber aus ihren Schluchzreden konnte ich nicht klug werden, sie schnaiß da mit Ausdrücken um sich, die meinem schwachen Menschenverstande zu hoch waren. So viel jedoch sah ich ein, da mußte ich mich genauer instruiren. Der Herr Referendar, an den der Brief gerichtet war, konnte vor ein paar Stunden nicht nach Hause kommen. Also—was thut nicht eine Mutter, wenn es sich um das Wohl ihrer Kinder handelt — ich mußte den Brief lesen. Glauben Sie aber ja nicht, ich hätt' ihn selbst gelesen oder auch nur lesen wollen; nein, vor einer solchen Todsünde möge mich der Herr bewahren; denken Sie, wenn mein Seliger so etwas von da oben aus mit angesehen hätte, — aber die Liese mußt' mir das Schriftstück vorlesen, ja und da stand nun, was das für ein famoses Leben in Tübingen sei; daß das Geld manchmal ein bischen knapp würde, daß aber die „Alte" — oh, das Herz drehte sich mir im Leibe herum über diesen rohen Ausdruck, die „Alte", ich eine junge Wittwe damals von kaum 36 Jahr — — — — na also, daß die „Alte" sich aber immer die größten Bären aufbinden lasse. Dann erzählte er von einer großen Mensur, ich weiß nicht in welchem Wäldchen, da wär' er Schleppfuchs gewesen, oder wie das heißt und da wär' dem Grafen So und So die halbe Nase abgehauen worden und er hätt' auch was abgekriegt, denn eine Klinge wär' gesprungen und ein Stück davon hätt' ihn am Hinterkopf getroffen, und nächstens ginge er selber los, er hinge mit dem ersten Schläger Tübingens u. s. w. in der Tonart. Da hatt' ich die Bescheerung. — Ich spare mir das Essen vom Munde und der leichtsinnige Lump verjubelt's dort in dem lüderlichen Studentennest. Das mußte anders werden! Mein Plan war rasch gefaßt: Briefe hin und her, das ist nur unnützes Gefackel, zurück mußt' er mir und selbst wollt' ich ihn holen.

Der versteinerten Liese also sag' ich, sie soll mir den Handkoffer packen, den mein Seliger immer auf den Kircheninspectionen mit hatte, geb' ihr die nöthigen Weisungen und mach' mich noch denselben Tag auf die Strümpfe. Auf dem Bahnhof angekommen, schick' ich das Mädel nach Hause, sie brauchte ja nicht gerade zu sehen, daß ich dritter Klasse fuhr, und ließ mir dann vom Condukteur ein Coupe aufmachen. Wie ich sage „dritter Klasse", schaut er mich an, als wär ich verrückt geworden; 's war mir auch mein Lebtag noch nicht passirt, und wie ich in so ein durchrauchtes Coupe einsteigen mußte und die dicken Viehhändler sah, die nach allem Anderen dufteten, nur nicht nach Salon, da wollt' mir gar der Muth vergehen und ich wär' bei einem Haar wieder umgekehrt, aber 's wär' doch schade gewesen um das nausgeschmissene Geld, und die Gesichter von der Liese und dem Referendar und den Kindern, denen ich doch hatte sagen müssen, daß ich auf zwei Tage verreiste — nein, Courage Rosalie, sagt ich mir, hast A gesagt, mußt auch B sagen und damit saß ich drin und fort gings. Der dicke Metzgermeister mir zur Seite wollte gleich eine Unterhaltung mit mir anfangen, aber sie kam nicht so recht in Fluß, denn höher, als bis zu einer Mastviehausstellung konnte er sich nicht aufschwingen. Was ich da gedacht habe, auf der sechsstündigen Fahrt, war bunt genug; was ich eigentlich wollte, wußte ich selbst nicht recht. Eben war ich in meinen Ueberlegungen zu dem Schluß gekommen, daß ich natürlich bei meinem Sohne für das eine Mal Quartier nehmen wollte, denn eine Hotelrechnung hätte die Reisekasse doch zu sehr geschwächt, da pfiff die Locomotive und wir kamen an. Ich sah zum Fenster hinaus, wer beschreibt meinen Schrecken: steht da eine Rotte von Stücker sechs Corpsstudenten mit bunten Mützen und Bändern und mitten unter ihnen, an der einen Hand einen riesigen Köter, die andere im Arm eines jungen Menschen mit verbundener Nase, mein Max. Da reißt schon der Condukteur die Thüren auf: „Tübingen, aussteigen!" wie ich mich nun aber mit meinem Handkoffer aus dem Coupe herausarbeite, stürzt die ganze Studentenschaar auf den Zug zu. Ich seh' noch gerade, wie sie lärmend und lachend in ein Coupe erster Classe einsteigen: — „alles fertig" tönt der Ruf und der Zug rollt von dannen. Da hörte denn doch Verschiedenes auf! Ich, die verwittwete Kirchenräthin fahre dritter Classe, um die paar Mark zu ersparen, setze mich dem schauderhaften Qualm von einem halben Dutzend Pfeifen und Cigarrenstummeln aus, wo meine Nase, bei aller unserer Eingeschränktheit, denn doch noch bessere Gerüche gewohnt war, ich, die verwittwete Kirchenräthin, überwinde alle Vorurtheile, besiege meinen Stolz und unterhalte mich so gut es geht, mit einem rohen Schlächtermeister und diese nichtsnutzigen Bengel, die doch, das weiß der allgütige Gott, auf ihren Kneipen eine Luft einzuathmen pflegen, in der ein anständiger Christenmensch ersticken müßte, fahren erste Klasse, wenn's noch zweite wäre, aber erste, denken Sie sich, erste! — — — Na, das half aber Alles nichts; da stand ich nun und wußte nicht aus noch ein! — — — Zunächst gings halt nach der Wohnung meines Sohnes. Wie ich klingle, macht mir ein reizendes junges Blut die Thüre auf und fragt, zu wem ich wolle, der junge Herr Studiosus wär' nicht zu Haus, sie wüßt' auch gar nicht, wann er wiederkäm', aber wenn sie eine Spritze machten, da kämen sie zu allermeist erst am nächsten Morgen und dann wären sie auch den ganzen Tag nicht in der Stimmung, Besuche zu empfangen! — Na, aber ich dachte, es könnte am End' doch der liebe Herrgott ein Einsehen haben und ihn heut' früher nach Hause kommen lassen, und so sagt' ich denn, ich wär' eine entfernte Verwandte von ihm, auf der Durchreise, und hätte die Absicht ihn zu überraschen. Ich wollt' auf seinem Zimmer auf ihn warten, sie möcht' ihm also nichts davon sagen vorher. Ein wenig von der Seite hat sie mich angesehen, aber am End' hat sie mich doch 'nauf geführt. Wie wir so die Treppe in die Höhe gehen, seh' ich mir das schmucke Mädel ein wenig näher an und frag' sie auch, wie denn der junge Herr wäre.

O, 's wär' ein recht guter und lieber Mensch und 's wär ganz leicht mit ihm auszukommen, nur hätt' er so eine böse Mutter zu Hause, die scheint's, nichts Besseres zu thun wüßte, als immer ermahnende Briefe an ihn zu schreiben, und käm' so'n vierseitenlanges Ding, wenn er als grad' Katzenjammer hätt',